

»ICH HABE DICH BEI DEINEM NAMEN GERUFEN«

WIE HEUTE VON »RECHTFERTIGUNG« REDEN?

Der Ehemann, der verspätet zuhause eintrifft, rechtfertigt sich vor seiner Frau. Aber was heißt »Rechtfertigung« im Blick auf den Glauben? Das altehrwürdige Theologendeutsch bedarf hier dringend der Übersetzung. Walter Sporn, Theologieprofessor in Erlangen, hat dies für uns versucht.

In einer Hinsicht gibt es keinen Streit um die »Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre«, und auch die offizielle römisch-katholische Antwort auf diese Erklärung sieht in diesem Punkt eine wirklich gemeinsame Aufgabe: eine Sprache zu finden, die den Menschen unserer Zeit die Rechtfertigungslehre der Theologen verständlich macht.

Daran hapert es in der Tat. Und das ist auch nicht verwunderlich. Denn die Sprache, die Bilder und Vorstellungen, in denen die Rechtfertigungslehre das Evangelium, die Christusbotschaft formuliert, stammen aus der Welt des Rechts. Doch was haben Rechtsgeschäfte mit dem persönlichen Verhältnis zu Gott zu tun? Überdies hat »rechtfertigen« einen Unterton – nur eine strittige oder zweideutige Sache bedarf der Mühe einer Rechtfertigung. Und schließlich ist die Rechtfertigungslehre nicht die einzige Formulierung der Christusbotschaft, weder im Neuen Testament, noch in der Kirchengeschichte. Sogar die Reformatoren haben Christus nicht nur als Versöhner mit Gott, sondern auch als Sieger über den Tod gepredigt. So hat insbesondere Luther keineswegs nur vom »rechtferti-

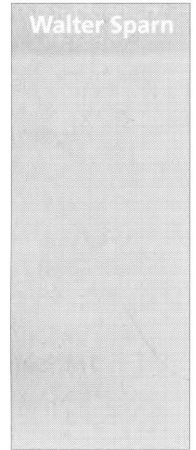
genden« Glauben gesprochen, sondern eindringlich auch von der Lebensgemeinschaft mit, ja vom »Göttlichwerden« in Christus.

Bin ich nur das, was ich leiste?

Und trotzdem: Das Evangelium als »Rechtfertigung des Sünders« auszulegen, ist nicht veraltet und nicht überflüssig, gerade in unserer Lebenswelt nicht. Die Rechtfertigungsbotschaft beantwortet nämlich eine Frage, die wir weniger als je unbeantwortet lassen können, die Frage: Wer bin ich? Der »rechtfertigende« christliche Glaube besteht darin, die Beantwortung dieser Frage in Gottes Hand zurückzugeben und dort, im betenden Reden des Herzens mit Gott etwa, gut sein zu lassen.

Die Frage nach mir selbst ist wenigstens aus zwei Gründen eine lebenswichtige Frage. Zum einen leben wir in einer Welt, in der das Lebensrecht eines Menschen sehr eng mit seiner Leistungsfähigkeit zusammenhängt: Wer ich bin, das sagt mir die Anerkennung meiner Lebensleistung durch meine Mitmenschen. Leistung und Anerkennung: das macht dann mein Leben und Wesen aus. Aber

Walter Sporn



jeder weiß auch, daß man damit nicht gut leben kann, nicht einmal in Zeiten hoher Leistungsfähigkeit. Nicht zufällig spricht unser Grundgesetz jedem Menschen eine unverlierbare, d.h. von anerkannter Leistung unabhängige Würde zu – wohlge-merkt: spricht sie zu, nicht etwa: stellt sie fest. Denn so etwas ist kein sichtbarer und beweisbarer Tatbestand, sondern eine Zuerkennung oder ein Zuspruch. Und dessen letzte Begründung ist der Zuspruch Gottes, daß wir ihm recht und willkommen sind, nicht etwa erst aufgrund unserer Leistung, nein: er »rechtfertigt« uns rein gratis, eben: »allein aus Gnade«.

Immer wieder: die Suche nach mir selbst

Aber auch, wenn uns die Frage nach uns selbst nicht durch eine leistungsorientierte Umwelt aufgedrängt würde, müßten wir sie von uns selbst aus stellen. Denn wer ich bin, das sagt mir etwa mein Personalausweis nur von außen; traditionelle Rollen, die ich vielleicht übernehmen konnte oder mußte, sind auch noch nicht mein Selbst; sogar gutgemeinte Charakterisierungen anderer Menschen haben meine Seele nicht im Griff. Gottsei-

dank, denn für alle anderen sollte mein Inneres, mein Selbst auch ein Geheimnis bleiben. Sogar ich selbst bin mir ja nicht einfach durchsichtig.

Natürlich kann und muß »ich« immer wieder nach »mir« fragen. Aber »ich« kann »mich« nie ganz einholen. Mein Fragen und Suchen nach mir selbst ist unabschließbar, ist auch abgründig, ja manchmal unheimlich. Mein Selbst ist und bleibt ein Geheimnis, das ich nur annehmen kann, ohne es je zu besitzen. Die letzte, ja die einzige Instanz der Bewahrung dieses Geheimnisses ist Gott – wenn ich mich auf ihn verlassen kann. Mich in Gottes Zuspruch hinein darauf verlassen, daß er weiß, wer ich wirklich bin: »Ich habe dich bei deinem Namen gerufen ...« (Jesaja 43,1). So etwas ist wiederum kein Besitz, obwohl es mitten im Herzen wohnt. Man hat und weiß es, wenn überhaupt, nur in der Form des Glaubens, des Gottvertrauens. Eben: Rechtfertigung »allein aus Glauben«.

Alles von Gott erwarten

Aber wie ist das mit der Frage, die am Anfang der reformatorischen Rechtfertigungslehre stand: »Wie kriege ich einen gnädigen Gott?« Wir wür-

Eine Verständigung über Grundfragen der Rechtfertigung wäre ein wichtiger Brückenschlag zwischen den Konfessionen gewesen. Bleibt abzuwarten, ob und wie daran weiter gearbeitet wird.

den heute eher fragen: »Wo ist Gott? Wie erfahre ich überhaupt so etwas wie Gott?«

Es stimmt schon: Luthers berühmte Frage gehört in eine religiöse Situation, in der schon sehr viel von Gott die Rede ist, in der man genau zu wissen glaubte, was Gott von einem wollte, wie man seinem Gesetz gerecht zu werden hatte und dadurch auch selber gerechtfertigt wurde. Aber auch Luther wußte schon, daß die Knechtschaft unter einem gnadenlosen Gesetz der Leistung nicht mit dem Namen »Gott« verbunden sein muß, sondern in vielen, auch in ganz anonymen Formen wirklich wird. Allerdings war er der Meinung, daß hinter allen weltlichen Ansprüchen letztlich Gott steht, nämlich in der Absicht, uns die Grenzen, ja die Untauglichkeit des Leistungsprinzips für unsere Lebensbegründung und Lebensgewißheit vor Augen zu führen – notfalls schmerzlich.

Schmerzlich? Das klingt nicht nach Evangelium. Das ist es auch nicht. Es ist auch nicht ganz richtig, die Rechtfertigungsbotschaft in den Satz zusammenzufassen: Gott nimmt uns an, so wie wir sind. Denn so wie wir zunächst einmal sind, wollen wir vom Prinzip »anzuerkennende Leistung« doch nicht so ganz und gar abrücken. Ja, wir können es nicht einfach mal so wollen. Das Evangelium – allein aus Gnade, allein aus Glauben – erfordert gänzlichen Verzicht auf Sicherung und Besitz des eigenen Selbst, erfordert eine radikale Passivität des »Selbst«. Nein, nicht »erfordert«, denn auf dieses Selbstseinwollen und Selbstkönnenwollen kann man nicht geradewegs »verzichten« wollen und es dann loshaben. Ein solcher »Verzicht« kann nur geschenkt werden, wenn Gott selbst an die Stelle jenes Wollens und Tuns tritt – wenn er es schafft, daß dieses Wollen seine Verkrampftheit und Selbstwidersprüchlichkeit merkt und vor sich selbst zugibt. Dann kann es sich in Loslassen verwandeln, in Seinlassen, in Sichverlassen auf Gott.

Gott sei Dank: Wir sind nicht Gott

Gott nimmt uns bedingungslos als seine Kinder an: Genau deshalb nimmt er uns nicht an, wie wir uns tatsächlich verhalten, nämlich auch im Widerspruch zur eigenen Geschöpflichkeit. Er trennt uns vielmehr von unserem eingebildeten Gottsein: Sein Selbst selber begründen zu können, das ist, wie schon Luther

sagte, gleichbedeutend mit Gott sein, Schöpfer sein. Das zu versuchen, kann für ein Geschöpf allerdings nur die Sünde schlechthin sein. Die »Rechtfertigung des Sünders« ist daher immer auch Vergebung der Schuld, die wir als mißtrauische Zweifler an Gottes Liebe zu seinen Geschöpfen, als mehr oder weniger bewußt angemaßte Konkurrenten der schöpferischen Kraft Gottes auf uns laden.

Diese Schuldfrage läßt sich daher nicht restlos umsetzen in die Sinnfrage, die in der Rechtfertigungslehre allerdings durchaus ihren Platz hat. Die Frage nach dem Sinn des Lebens wird ja nie vom Nullpunkt aus gestellt, sondern im Laufe des gelebten Lebens. Der Frager ist kein unbeschriebenes Blatt. Dies zu übersehen oder zu verdrängen, würde die Frage in eine Schiefelage bringen. Die Frage: Wer bin ich? würde sich selbst auf den Leim gehen, wenn sie die allerdings peinliche Situation übersähe, daß wir es in unserer Zweideutigkeit – als Geschöpfe und als Sünder – durchaus nötig haben, »gerechtfertigt« zu werden.

Noch einmal: Freiheit vom Leistungsprinzip

Der Name Jesus Christus hat also einen empfindlich kritischen Aspekt. Die Rechtfertigungslehre macht uns gewiß nicht künstlich zu Sündern, die vor einem sadistischen Gott im Staub liegen müßten. Aber die Freiheit vom Prinzip »wertvolle Leistung« ist eine Freiheit nicht nur von den anderen, sondern auch von uns selbst. Sie schließt ein Gewissensgericht ein: über unsere Unfreiheit uns selbst gegenüber. Denn unser schlimmster Feind sind allemal wir selbst.

Im Licht der Antwort Gottes stellt sich die Frage nach dem Selbst richtig, sie wird beantwortbar. Im gottvertrauenden Glauben gerechtfertigt sein, das heißt unterscheiden zwischen menschlichen Aufgaben und Möglichkeiten und dem, was nun einmal Sache des Schöpfers ist, nämlich die Frage zu beantworten: Wer bin ich?

Aber ist es nicht riskant, das Bewahren des Selbst jemandem andern zu überlassen? Es ist sogar unmöglich – außer in dem an sich unwahrscheinlichen Fall, daß ein wahrer Gott uns in die Seele hinein spricht: »Ich habe dich bei deinem Namen gerufen ...«